

# INDES

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT



## TABUS

**Franz Walter** Tabubruch und liberale Selbsterstörung    **Florian Werner** Über stille Orte und schmutzige Wörter    **Karin Priester** Europäische Kulturkämpfe  
**Teresa Nentwig** Die unglaubliche Welt des Dieudonné    **Interview mit Jürgen Falter**  
»Die deutsche Politikwissenschaft ist geschichtsvergessen.«

# EDITORIAL

≡ Matthias Micus / Katharina Rahlf

Als vor der Europawahl im Mai hohe Umfragewerte für populistische Parteien in einer Reihe von Mitgliedsstaaten der EU die politischen Beobachter beschäftigten und für eine hektische Betriebsamkeit in den Redaktionsstuben sorgten, stieß der aufmerksame Zeitungsleser überall auf Tabus. Beziehungsweise richtiger: auf Tabubrüche und Tabubrecher. Denn dass Populisten Tabus brechen und mithin gegen die Konventionen und die Regeln von gutem Anstand, hergebrachter Sitte und dominanter Moral verstoßen, ist weitgehend unbestritten. Bloß machte diese Konjunktur des Tabubegriffs nur umso deutlicher, wie unklar, wie breit und nicht zuletzt deshalb eben auch schwammig sein Gehalt ist.

Sicher, es gehört zum Standardrepertoire – bei der Begründung von Heftschwerpunkten nicht anders als wissenschaftlichen Abschlussarbeiten –, den Gegenstand des eigenen Interesses als diffus und unbestimmt und eben deshalb bestimmungsbedürftig darzustellen. Diese Klage mag bisweilen über die Substanz einer Phrase nicht hinausreichen, im Hinblick auf Tabus trifft sie dennoch zu. Grundsätzlich lässt sich nahezu alles und jedes tabuisieren. Tabus können Personen, Lebewesen, Dinge oder irgendeinen mit bestimmten Vorstellungen behafteten Gegenstand betreffen. Lexikalisch werden Tabus ganz grundsätzlich zwei Bedeutungen zugeschrieben: zum einen das Verbot, bestimmte Dinge auszusprechen und zu tun. Und zum anderen die – nennen wir sie völkerkundliche – Bedeutung, dass tabuisierte Handlungen, geheiligte Orte, besondere Speisen nicht vollzogen, betreten oder genossen werden dürfen. Mit dieser zweiten Zuschreibung beschäftigt sich der Ethnologe *Gundolf Krüger* in seinem Text über die »Polynesischen Wurzeln« von Tabus und ihre Darstellung in den Reisebeschreibungen von James Cook.

Im Vordergrund unseres Heftschwerpunktes wird allerdings die erste Bedeutung stehen. In ihrer Betonung des Verbotscharakters verweist sie – wie freilich gleichfalls die völkerkundliche Essenz – darauf, dass Tabus Trennlinien markieren, Grenzen des Handelns, Redens, Denkens. Und insofern wohnt dann Tabubrüchen eine subversive Kraft inne, da sie die Alltagsordnung infrage stellen, Automatismen aushebeln, Gewohnheiten brechen. Tabubrüche sind Provokationen. Und wie diese können sie in einem positiven Sinne Aufklärungseffekte zeitigen, eben weil sie die ausgetretenen Deutungspfade bewusst verlassen und das Gegebene in ein neues, anderes Licht

tauchen. Ebenso wie dies bei Provokationen der Fall ist, führt aber auch bei Tabubrüchen die potenziell aufklärerische Entlarvungsabsicht leicht zu unsachlicher Moralisierung, unterkomplexer Personalisierung und also zur Eindeutigkeitsillusion von Schuldzuweisungen, einem dichotomen Freund-Feind-Denken und einer verengten Realitätssicht, die sich bis zur »Insulation« (Dieter Claessens) steigern kann, bei der alles das, was außerhalb der eigenen Gruppe passiert, gar keine Bedeutung mehr besitzt. Ein erhellendes Beispiel dafür ist der Spitzensport, den *Antje Dresen* kritisch analysiert.

Dabei sind Tabubrüche im Jargon der Soziologen »die bevorzugte Waffe der Mindermächtigen« (Rainer Paris). Die bestehenden Verhältnisse kritisieren, ihren eigenen Ansichten Gehör verschaffen, die gegebene Ordnung stören – und sei es auch nur in einem winzigen Detailspekt –, können sie am einfachsten durch provokative Tabubrüche. Sie stellen daher eine bevorzugte Waffe im Handlungsarsenal von Minderheiten und Bewegungen dar. Wobei sich Macht und Ohnmacht in seltenen Fällen auch verkehren und die Starken punktuell zu Schwachen werden können, wenn sich die Rechtsprechung gegen sie stellt. In seinem »juristischen Kommentar zu den Grenzen von Transparenz« plädiert vor diesem Hintergrund *Karl Felix Oppermann* für die »Schutzlosen«.

Andererseits dürfte es kein Zufall sein, dass, wer über Tabus nachdenkt, sehr schnell bei dem Themenkomplex der »Sexualität« landet. Sichtbar markieren schon die in aller Regel geschlossenen Türen der Schlafzimmer die oben erwähnten, für Tabus insgesamt charakteristischen Grenzen des Handelns, Redens und Denkens. Aller Säkularisierung zum Trotz ist der Geschlechtsverkehr – mindestens in den hochentwickelten Gegenwartsgesellschaften der sogenannten Ersten Welt – auch heute noch einer Vielzahl von Tabus unterworfen. Gleich mehrere Autoren thematisieren daher Fragen aus dem weiten Spektrum der Sexualität. *Tobias Neef* untersucht die Entwicklung des Tabus der Pädosexualität, *Jan Soldat* schreibt über Zoophilie, also das Verhältnis zwischen Menschen und Tieren, und *Ute Frietsch* über dasjenige zwischen Mann und Frau.

Und wenn wir *geschlossene* Türen als Symbol für Tabuisierungen ansehen, dann dürfen wir, wenn wir von Sexualität sprechen, auch über den Verdauungsakt nicht schweigen. Bei diesem sind die Türen schließlich für gewöhnlich sogar *verschlossen*. »Schleife« hat *Florian Werner* seinen schönen Essay sinnigerweise genannt und es geschafft, sein Thema und dessen Tabuisierung in einem einzigen Wort zusammenzufassen.

Doch genug davon an dieser Stelle, viele Leser werden selbst angesichts der kurz gehaltenen Ausführungen bereits die Nase rümpfen und sich abwenden.

Beide Themenkomplexe zeigen folglich auch dies exemplarisch: Tabubrüche polarisieren, indem sie provozieren, sie trennen Gesellschaften in zwei gegensätzliche Lager. Der polarisierende Konflikt nun erzeugt klare Verhältnisse, der gemeinsame Gegner schweißt die Tabubrecher zusammen und stiftet ein intensiv empfundenes Gemeinschaftserlebnis. Der Druck von außen erzeugt eine kollektive Betroffenheit, überdeckt interne Differenzen und stiftet Einheit. Ist das der Grund, warum die aufgrund einer dezidiert individualistischen Mitgliedschaft notorisch zerstrittene FDP – wie *Franz Walter* in seinem Text rekonstruiert – eine Zeitlang auf die Strategie des Tabubruches setzte?

Offenkundig indes ist, dass Tabubrüche den Tabubrecher brauchen. Sie benötigen den Helden, den Charismatiker. Dieser Held ist authentisch und aufrichtig, er verwandelt das Stigma der Mindermächtigen in Charisma, ihr Leiden, ihre Diskriminierung werden durch sein Opfer und seine Bewährung in Selbstbewusstsein und Stolz transformiert. *Teresa Nentwigs* Portrait über den französischen *Agent Provocateur* Dieudonné belegt dies anschaulich.

Natürlich darf in einem Europawahljahr schließlich auch der Blick über den Tellerrand auf den EU-Raum nicht fehlen. *Karin Priester* zeigt, welches Provokationspotenzial unter einer vermeintlich friedlichen Oberfläche in den wechselseitigen Vorurteilen besteht. Wobei sich der Blick nach Europa auch deshalb anbietet, als Systeme, die wie die EU auf ausgeklügelten Konsens- und Konfliktvermeidungsverfahren basieren, besonders leicht provoziert werden können und für Tabubrüche daher äußerst anfällig sind.

Und ebenso selbstverständlich wird der Schwerpunkt auch in dieser Ausgabe wieder ergänzt um einen freien Teil, in dem *Franz Walter* ein Projekt des Instituts für Demokratieforschung resümiert und *Susanne Eschenburg*, *Rainer Eisfeld* und *Jürgen Falter* die Debatte über Theodor Eschenburg fortsetzen.

*Last but not least* freuen wir uns sehr, dass uns der bekannte Künstler *Karl Oppermann* für die Bebilderung dieser Ausgabe eine Auswahl seiner Collagen großzügig zur Verfügung gestellt hat.

# INHALT

## 1 Editorial

≡ Matthias Micus/Katharina Rahlf

## TABU

>> ANALYSE

## 7 Polynesische Wurzeln

Tabus in den Reisebeschreibungen von James Cook

≡ Gundolf Krüger

## 17 Tabubruch und liberale Selbstzerstörung

Die FDP und der Fluch des Tabubruchs

≡ Franz Walter

## 30 Medienkultur, Transgression, Affekt

Zu Tabubrüchen in Fernsehserien

≡ Ivo Ritzer

## 39 SCHEISSE

Über stille Orte, schmutzige Wörter und die Tabuisierung des Analen

≡ Florian Werner

## 48 Doping, Burnout und Depression

Tabus im Spitzensport

≡ Antje Dresen

## 56 Wer das Sagen hat

Geschlecht als Tabu

≡ Ute Frietsch

## 64 Von Tieren und Menschen

Der Film als Medium, über Tabus zu kommunizieren

≡ Jan Soldat

## 73 Europäische Kulturkämpfe

Die protestantische Ethik, der Populismus und die Macht des Vorurteils

≡ Karin Priester

## 81 Das »stärkste Tabu«

Zum Tabu der Pädosexualität und seiner Infragestellung

≡ Tobias Neef

>> **KOMMENTAR** 91 **Plädoyer für die Schutzlosen**  
Ein juristischer Kommentar zu den Grenzen von Transparenz  
≡ Karl Felix Oppermann

>> **PORTRAIT** 96 **Von Klößen, einem Elefantengesicht  
und Pornografie**  
Die unglaubliche Welt des Dieudonné  
≡ Teresa Nentwig

### **PERSPEKTIVEN**

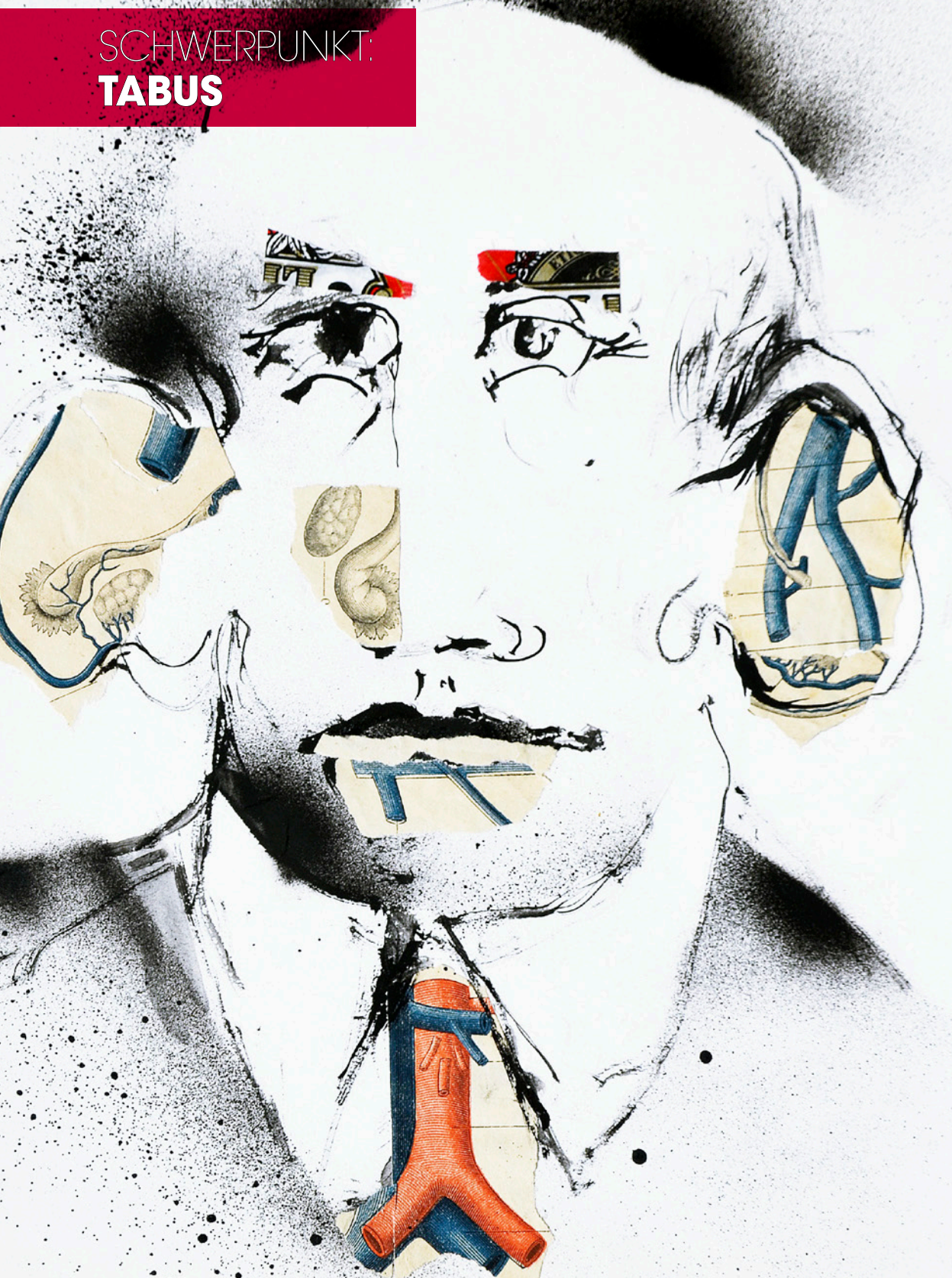
>> **STUDIE** 107 **Schweigen der Honoratioren**  
Der Chirurg Rudolf Stich, der Nationalsozialismus,  
das Göttinger Bürgertum und die Wissenschaft  
≡ Franz Walter

>> **KONTROVERSE** 119 **Theodor Eschenburg und  
die deutsche Vergangenheit**  
Die halben Zitate der Toten  
≡ Susanne Eschenburg

Kommentar zu Hans-Joachim Lang:  
»Die Enteignung Wilhelm Fischbeins – und  
was Theodor Eschenburg damit zu tun hat«  
≡ Rainer Eisfeld

>> **INTERVIEW** 126 **»Die deutsche Politikwissenschaft  
ist geschichtsvergessen«**  
≡ Ein Gespräch mit Jürgen Falter über die Kontroverse um Theodor  
Eschenburg und die Vergangenheit der Politikwissenschaft

SCHWERPUNKT:  
**TABUS**



# POLYNESISCHE WURZELN

## TABUS IN DEN REISEBESCHREIBUNGEN VON JAMES COOK<sup>1</sup>

≡ Gundolf Krüger

Während der Zeit der Spätaufklärung rückten in Europa jene Pazifik-Inseln »am anderen Ende der Welt« in den Fokus wissenschaftlicher Neugier und eskapistischer Sehnsüchte, deren Assoziationen bis in die Gegenwart eng mit dem Mythos vom »Südseeparadies« verknüpft sind: Polynesien mit seinen Archipelen Tahiti und den Gesellschaftsinseln, Tonga und Hawai'i.<sup>2</sup> Als im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts mit der Kartographierung des Pazifischen Ozeans die endgültige Erschließung der Weltmeere durch die Franzosen und Engländer vollzogen wurde, entstanden durch die Expeditionsberichte in Europa Gegenweltprojektionen, die sich bis heute verklärend in der Werbung, in Fernreiseprospekten und im Genre exotischer Abenteuerfilme wiederfinden.<sup>3</sup> Die Begegnungen jener Zeit waren geprägt vom Wechselspiel gegenseitiger Wertschätzung ebenso wie auch kultureller Missverständnisse und brüsker Ablehnung des jeweils Anderen. So, wie die Franzosen und Engländer die Südsee »entdeckten«, entdeckten die Bewohner Polynesiens ihrerseits ein Stück von Europa: Und mit diesen Begegnungen verbanden sich gleichermaßen Überraschungen und Irrtümer wie auch Gewalttätigkeiten und sprachliche Missverständnisse; auf beiden Seiten waren die Bewertungen der Begegnungen nicht einfach nur positiv oder negativ, sondern gekennzeichnet durch Unsicherheit und Vieldeutigkeit.<sup>4</sup>

### TABU IN TAHITI

Als der französische Kapitän Antoine de Bougainville (1729–1811) am 2. April 1768 Tahiti erreichte, wähnte er sich dem Paradies sehr nahe: »La Nouvelle Cythère« nannte er die Insel, in Anlehnung an das sagenhafte antike Kythera, das einst der Liebesgöttin Venus geweiht war.<sup>5</sup> Ganz im Sinne dieser Huldigung urteilte auch Philibert Commerson (1727–73), Arzt und Naturforscher

<sup>1</sup> Bei diesem Aufsatz handelt es sich um eine Zusammenfassung und Überarbeitung des folgenden Katalogbeitrages: Gundolf Krüger, Tabu. Die Macht der Götter in Polynesien, in: Ders., Ulrich Menter u. Jutta Steffen-Schrade (Hg.), Tabu?! Verborgene Kräfte – Geheimes Wissen, Katalog zur Niedersächsischen Landesausstellung 2012, Petersberg 2012, S. 13–25.

<sup>2</sup> Polynesien (Vielinselwelt) ist neben Melanesien (Schwarzinselwelt) und Mikronesien (Kleininselwelt) eine der drei Teilregionen von Ozeanien (Südsee).

<sup>3</sup> Vgl. Karl-Heinz Kohl, Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation, Frankfurt a. M. 1983, S. 203.

<sup>4</sup> Vgl. Nicholas Thomas, Cook. The Extraordinary Voyages of Captain James Cook, New York 2003, S. xx.

<sup>5</sup> Vgl. Hans Ritz, Die Sehnsucht nach der Südsee. Bericht über einen europäischen Mythos, 2. Aufl., Göttingen 1985, S. 46.



in Diensten Bougainvilles, über die Bewohner Tahitis: »Geboren unter dem schönsten Himmelsstrich, genährt von den Früchten eines Landes, das fruchtbar ist, ohne bebaut zu werden, regiert eher von Familienvätern als von Königen, kennen sie keinen anderen Gott als die Liebe«<sup>6</sup>. Polynesischer Realität entsprachen solche Schwärmereien nicht. Als eine filmische Auseinandersetzung mit den frühen Reisebeschreibungen ist das aus dem Jahr 1931 stammende Stummfilm-Werk »Tabu. A Story of the South Seas« von Friedrich Wilhelm Murnau (1888–1931) zu begreifen. Mythos und Realität verbinden sich in dieser unglücklichen Liebesgeschichte aus dem Gebiet der Gesellschaftsinseln zu einem Mosaik aus fiktionalen und eurozentrisch gefärbten Handlungsmustern, aber auch ethnographisch solide recherchierten Inhalten. Der Polynesier Matahi liebt Reri, eine junge Frau von Bora Bora. Diese wird jedoch zur Priesterin bestimmt und ist fortan für alle Männer tabu. Der Film lässt ebenso polytheistische Glaubensvorstellungen wie auch ein differenziertes Werte- und Normensystem erkennen, welches das soziale Leben in den vorkolonialen Gesellschaften Polynesiens regulierte. Mit letzterem verbinden sich im Film gesellschaftliche Rang- und Statuszuschreibungen, deren Gültigkeit und beständige Sicherung durch Vorschriften erfolgte, die sich in dem schillernden Begriff *Tabu* widerspiegeln.

Ursprünglich fand das Wort Tabu durch den englischen Kapitän James Cook (1728–1779) und seine wissenschaftlichen Reisebegleiter Eingang in die englische Sprache, also bereits lange vor Murnaus Filmepos. Cook, der während seiner drei Südsee-Expeditionen (1768–1779/80) Tahiti viermal aufsuchte, maß dem Begriff *Taboo* vorrangig die Bedeutung im Sinne eines »Verbot« bei. Reduziert auf diesen in Europa internalisierten Sinngehalt von etwas Verbotenem ist die Bezeichnung Tabu heute nicht nur bei uns, sondern auch in seinem Herkunftsgebiet Polynesien nach wie vor verbreitet. So findet der Begriff dort als »Stoppsschild« (*tapu* bzw. hawaiisch *kapu*) Verwendung, um im Sinne von »No Trespassing« unerlaubtes Betreten von privaten Grundstücken oder Wegen zu verhindern. In ähnlicher Weise kennzeichnet das Wort traditionelle Orte wie Grab- und Gedenkstätten sowie Tempelanlagen aus vorkolonialer Zeit, deren unerlaubtes Betreten als Frevel gilt.

Zusammengesetzt aus den Bestandteilen *ta* und *pu* als etwas »ganz besonders Gekennzeichnetem«, beinhaltete das polynesisches Wort *tapu* in früheren Zeiten indes mehr als ein bloßes Verbot. Bereits während seiner ersten Reise in die Südsee (1768–71) erlebte Cook nicht nur die soziale, sondern auch die religiöse Tragweite dieses Begriffs. Nach der Umsegelung Südamerikas und einer mehr als zweimonatigen Fahrt durch den Pazifischen Ozean erreichte er Anfang April 1769 die Insel Tahiti. Tief beeindruckt von der freundlichen

6 Zit. in Klaus-Georg Popp (Hg.), Louis Antoine de Bougainville – Reise um die Welt, Stuttgart 1980, S. 367.

Aufnahme durch die Einheimischen empfand er die Würdigung seiner Person als die eines Oberhauptes, gleichrangig mit den dortigen Herrschern. Der im Vergleich zu manchen seiner Zeitgenossen eher nüchtern denkende Cook durchschaute sehr schnell die fremde soziale Wirklichkeit und sah, dass es sich hier um eine stratifizierte Gesellschaft mit gottgleichen Herrschern handelte: Der *arii* (Häuptling) erteilte Befehle und ihm wurde strikt gehorcht; er durfte nur in bestimmter Weise angesprochen werden; seine Person, seine Kleidung, sein Besitz wurden geschützt durch *tapu*; er verfügte über Personen, die das *tapu* überwachten; er hatte seinen eigenen Tempel *marae*, seinen eigenen Versammlungsplatz, seinen eigenen Berg; als *arii nui* (großer Häuptling), waren sein Haus, sein Kanu, der Boden, den er betrat, sein Körper und besonders sein Kopf heilig.<sup>7</sup>

Auf eine enge Verknüpfung religiös-sakraler und sozialer Aspekte von Tabus deuteten auch Begegnungen auf den Tonga-Inseln während der zweiten und dritten Südsee-Reise (1772–75; 1776–79/80) hin, bei denen das Wort *tapu* im Zusammenhang mit ehrerbietenden Gesten gegenüber Obrigkeiten – oft im Flüsterton – Verwendung fand. Von den Insulanern wurde Cook deutlich gemacht, dass es sich speziell bei der südlichsten Insel des Archipels, die bis heute den Namen Tongatapu trägt, aus indigener Sicht in einer direkten Übersetzung des Begriffs um den »Heiligen Süden« handelte. Im dortigen Herrschaftsgebiet residierte das Oberhaupt Paulaho. Alltägliche Szenen der Unterwürfigkeit von Angehörigen des Volkes gegenüber diesem Herrscher und auch Häuptlingen aus dessen Umfeld ließen Cook folgern, dass der Begriff *tapu* im Königreich Tonga zur Einhaltung der vorgeschriebenen Etikette im Umgang mit einer despotische Züge tragenden Zentralgewalt diene. Cook beschrieb dies am Beispiel eines Essens, zu dem er eingeladen hatte, unter Verweis auf einige der Einheimischen, die angaben, dass die angebotenen Speisen (wohl wegen der Anwesenheit von Häuptlingen) für sie selbst als Untergebene tabu seien. Bereits zuvor auf Tahiti hatte er mit Erstaunen registriert, dass bisweilen Häuptlinge gefüttert werden mussten, weil sie offenbar einem Speisetabu unterlagen und die Nahrung nicht selbst mit ihren Händen berühren durften. Cook resümierte, dass das Wort Tabu offensichtlich eine sehr komplexe Bedeutung hätte bzw. eine komplizierte Angelegenheit wäre, die den Aspekt von Unberührbarkeit in sich bergen würde, im Allgemeinen aber einen von den gottgleichen Herrschern verordneten Verhaltenskodex kenzeichnete.<sup>8</sup>

#### SAKRAL BEGRÜNDETER VERHALTENSKANON

Auf der zweiten Reise besuchte Cook im September 1773 eine Tempelanlage in Tahiti, um Genaueres über Bestrafungen bei Tabubrüchen in Erfahrung

7 Vgl. John Cawte Beaglehole (Hg.), *The Journals of Captain James Cook on his Voyages of Endeavour. The Voyage of the Resolution and Adventure 1768–1771*, Bd. 1, Cambridge 1955, S. clxxviii–clxxix.

8 Vgl. ebd., S. 86; John Cawte Beaglehole (Hg.), *The Journals of Captain James Cook on his Voyages of Discovery. The Voyage of the Resolution and Discovery 1776–1780*, Bd. 3, Part One, Cambridge 1967, S. 116–129.

zu bringen: »Eines Tages ging ich zu einem marai in Matavai [...] ich begann [...] zu fragen: [...] ob dem Gott Schweine, Hunde, Federvieh usw. geopfert würden [...] weiterhin fragte ich, ob [...] Menschenopfer dargebracht würden [...] alle [...] Antworten schienen auf einen Punkt hinzudeuten, daß nämlich Menschen, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatten, den Göttern geopfert wurden [...] und solche im allgemeinen der unteren gesellschaftlichen Klasse des Volkes entstammten«<sup>9</sup>.

Mehr religiös erhellenden Bezugsebenen von Tabus kam während der zweiten Reise Cooks (1772–75) der junge Georg Forster (1754–94), wissenschaftlicher Assistent seines Vaters, des Naturforschers Reinhold Forster (1729–1798), auf die Spur. Im August 1773 beobachtete er in der Matavai-Bucht von Tahiti, dass dort an einer tempelähnlichen Anlage, die als Begräbnisplatz für Oberhäupter diente, vorbeigehende Einwohner ohne Unterschied ihres Standes zum Zeichen der Ehrerbietung ihre ponchoartigen Gewänder (*tiputa*) an den Schultern entblößten. Er betrachtete diese Geste als eine von den Göttern begründete Vorschrift, sah solche Plätze als besonders heilig an und brachte sie in einen Zusammenhang mit dem Einfluss und der Macht von Göttern auf das Leben der Menschen, indem er urteilte: »Vielleicht halten sie dafür, daß die Gottheit an solchen Plätzen unmittelbar gegenwärtig sey«<sup>10</sup>. Eingedenk einer gesellschaftlichen Verfassung und der Teilung der Bevölkerung in drei Klassen, die er dem »alten europäischen Feudal-System« gleichsetzte, fiel ihm auf, dass sich in Tahiti ebenso wie in Tonga die soziale Ordnung in Gottesdiensten widerspiegelte, die »neben den Gräbern« abgehalten wurden: Die Gründe dafür verloren sich für ihn indes im Dunkeln, »denn die Religions-Artikel eines Volkes sind gemeinlich dasjenige, wovon der Reisende die wenigste und späteste Kenntniß erlangt, zumal wenn er in der Landesprache so unerfahren ist als wirs in der hiesigen waren«<sup>11</sup>.

Welche begrifflichen Konnotationen sich mit den religiös und sozial verankerten Verhaltensvorschriften verbanden, zeigt ein Blick auf Schilderungen, die das Spannungsfeld von Tabus zwischen der Einhaltung von etwas unausgesprochen Verbotenem und der unbeabsichtigten Verletzung oder gar dem bewussten Bruch des Nicht-Erlaubten festhalten. Die frühen Quellen der *Encounter*-Situation am Ende des 18. Jahrhunderts verweisen dabei immer wieder auf Gefahren, die von tabuisierten Personen, Objekten und Handlungen ausgingen, und die damit verbundenen menschlichen Gefühle der Furcht.<sup>12</sup> In der Weise, wie das Ausmaß an Verbindlichkeit und Strenge von Tabus von den jeweiligen (gottgegebenen) Autoritäten abhing, so erfolgte auch deren Respektierung oder Bruch aus dem mehr oder weniger ausgeprägten Gefühl der Angst vor den Konsequenzen eines Tabubruchs.

9 John Cawte Beaglehole (Hg.), *The Journals of Captain James Cook on his Voyages of Discovery. The Voyage of the Resolution and Adventure 1772–1775*, Bd. 2, Cambridge 1961, S. 233 f. (dt. Übers.: Krüger).

10 Georg Forster, *Reise um die Welt*, 1. Teil und 2. Teil, Georg Forsters Werke, Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, bearb. von Gerhard Steiner, Bd. 2, Berlin 1989, S. 269.

11 Ebd., S. 299, 362, 378.

12 Freud hat diesem Tabu-Aspekt im Hinblick auf die Ambivalenz der menschlichen Gefühlsregungen eine besondere Würdigung gegeben. Indem er aber Tabus zentral auf den pathologischen Zustand von Zwangsgefühlen des Menschen zurückführte, übersah er, dass das Bewusstsein des Zwanges im Sinne einer Neurose den an Tabus beteiligten Akteuren in Polynesien fehlt und insofern ein Vergleich obsolet ist. Vgl. Sigmund Freud, *Totem und Tabu*, Leipzig 1925, S. 26–92. Siehe hierzu auch Sabine Helmers, *Tabu und Faszination. Über die Ambivalenz der Einstellung zu Toten*, Berlin 1989, S. 26–27. Steiner spricht von einer »Soziologie der Gefahr«, die es sich zur Aufgabe machen sollte, durch Tabu-Bestimmungen gefährliche Phänomene in einer Gesellschaft zu markieren und sie durch ihre Ausgrenzung in eine sozial verträgliche Form zu bringen. Vgl. Franz Steiner, *Taboo*, London 1956.



Dies zeigt mit Blick auf die verschiedenen Bedeutungen, dass man bei polynesischen Tabus von einem prohibitiven Kanon von expliziten Verboten sowie individuell entschiedenen Meidungen und Enthaltungen sprechen konnte: Während Verbote institutionalisierte oder private Untersagungen waren, stellten Meidungen ein persönlich abzuschätzendes vorsichtiges Verhalten wegen als gefährlich gedachter Zusammenhänge bzw. ein eingeschränktes Verhalten in Gefahrensituationen dar und wandelten sich dann zu Enthaltungen, wenn das Tabu z. B. körperliche oder nahrungsbedingte Abstinenz verlangte.<sup>13</sup>

Wie aus den Reiseberichten übereinstimmend deutlich wird, bestand mit dem System von sakral begründeten Verboten in den nach Ständen geschichteten Gesellschaften Polynesiens ein Ordnungsinstrument, das ebenso das soziale wie auch das politische und religiöse Leben in allen nur erdenklichen Bereichen zu durchdringen vermochte und dabei die allgegenwärtige Furcht vor den Konsequenzen bei Tabubrüchen für Leib und Leben systemerhaltend schürte. Das *tapu*-Prinzip schützte mithin Menschen mit Ansehen, Autorität und Rang und schien deren Macht zu legitimieren. Äußerlich erkennbar waren solche Personen weltlicher und sakraler Macht durch bestimmte Bekleidungen und Zeichen besonderer Würde, in Hawai'i waren dies zum Beispiel und vor allem mit Federn besetzte Helme und Schulterumhänge.

## MANIFESTATION DES GÖTTLICHEN

Vor dem Hintergrund der genannten Deutungsebenen religionsgebundener Verflechtungen des Wortes Tabu muss dabei unter Berücksichtigung ethnographischer Untersuchungen aus späterer Zeit zur Begründung der Heiligkeit von bestimmten Personen festgehalten werden, dass sich die Angehörigen des Adels in den Gesellschaften Polynesiens genealogisch generell von den Göttern ableiteten. Insofern waren es Familien und Oberhäupter aus dieser Schicht, die aufgrund ihrer mehr oder weniger weit zurückreichenden Stammbäume für sich eine indirekte oder direkte Abkunft bzw. besondere Nähe zu den obersten Gottheiten innerhalb des polytheistischen Pantheons mit seinen drei bis sechs Hauptgottheiten, zahlreichen Protektorats- und Hausgottheiten, vergöttlichten Vorfahren und Kulturheroen beanspruchten. Als Manifestation des Göttlichen auf Erden ging deshalb von den unterschiedlichen Häuptlingsämtern und mit ihnen häufig verwandtschaftlich verbundenen Priesterämtern jene graduelle Tabuier-Gewalt aus, welche die sakralen Privilegien gegenüber dem gemeinen Volk rechtfertigte und sicherte.

Um das *tapu*-Konzept in den vorkolonialen polynesischen Gesellschaften zu erhalten und permanent auszubalancieren, bedurfte es einer Kraft, für

**13** Vgl. Friedrich Rudolf Lehmann, Die polynesischen Tabusitten. Eine ethno-soziologische und religionswissenschaftliche Untersuchung, Leipzig 1930, S. 286–288; Franz Baermann Steiner, Tabu, truth, and religion. Selected Writings, Bd. 1, New York 1999, S. 107–109. Über persönliche Entscheidungsmöglichkeiten für Meidungen gingen indes die rigiden Essentabus, v. a. in Hawai'i (*ai kapu*) und Tahiti, hinaus: Hundefleisch beispielsweise war ein so gutes Essen, dass man es mit den Göttern teilen musste. Nur Priestern und Adligen war offiziell ihr Verzehr gestattet, dennoch gab es gleichwohl auch inoffizielle, von der Obrigkeit zugelassene Möglichkeiten für Kinder und Frauen, an das begehrte Fleisch zu gelangen. Vgl. Marvin Harris, Wohlgeschmack und Widerwillen: die Rätsel der Nahrungstabus, 2. Auflage, Stuttgart 1989, S. 194–196.

die es bis heute in Polynesien den Begriff *mana* gibt. Dieser spirituelle, aus den polynesischen Schöpfungsvorstellungen generierte Energieträger manifestierte die Macht der Götter auf Erden. Als »das außerordentlich Wirkungsvolle«<sup>14</sup> umfasste es im irdischen Leben schöpferische Potenz, Vitalität, Wachstum, Fruchtbarkeit, Erfolg und Kompetenz.<sup>15</sup> Erfolgsbestimmt konnte *mana* durchaus losgelöst von Autoritätsstrukturen »ohne Wissen« wirken und auch als Glück begriffen werden.<sup>16</sup> Im Wesentlichen aber grenzte das *mana* die Lebenssphäre von herausragenden Personen als besonders kraftgeladen und außergewöhnlich wirksam vom gewöhnlichen Leben (*noa*) ab. *Mana* war als Wirksamkeit höherer Abstrahlung, die ebenso Menschen wie auch Tieren, Pflanzen und sogar leblosen Dingen innewohnen konnte, mit dem *tapu*-Prinzip untrennbar verbunden. Es konnte vom Menschen ererbt (Häuptlinge) oder im Laufe des Lebens durch Leistung und Erfolg (z. B. als Priester, Krieger) erworben bzw. rituell von Mensch zu Mensch übertragen werden. Schwankend in seiner Intensität, konnte *mana* auch verloren gehen: Gebrechen im Alter, Niederlagen im Kampf, Unentschlossenheit im politischen Handeln, falsch erachtete Auslegungen historischer Ereignisse, falsche Rezipitationen von Häuptlings-Genealogien und nicht eintretende Prophezeiungen oder rituelle Verfehlungen sowie Tabuüberschreitungen bewirkten dies. Bei Häuptlingen und Angehörigen der Adelschicht, die durch herausragende Taten zu großem Ansehen gelangt waren, vollzog sich mit Hilfe ihres vermehrten *mana* bisweilen zu Lebzeiten bereits eine Apotheose. Verstarben sie ohne *mana*-Verlust, so blieb dieses *mana* in ihren Gebeinen zurück und strahlte auf die Lebenden am Bestattungsort ab bzw. erhielt sich in ihren aufbewahrten Knochen und Schädeln.<sup>17</sup> *Mana* kann in seiner umfassendsten Bedeutung auch als »Treibstoff«<sup>18</sup> des Lebens verstanden werden: Wo Leben sichtbar erblühte, wo Jagd und Fischfang erfolgreich waren, wo die Lebensbedingungen günstig waren und das Herrschaftsgebiet eines Häuptlings wuchs, dort wirkte *mana*, und die dafür verantwortliche, machtvolle und geheiligte Person besaß sehr viel davon.<sup>19</sup>

Das *mana*-schützende *tapu*-Prinzip verpflichtete Statusträger und Oberhäupter immer auch zu Gegenleistungen gegenüber dem Volk, denn dadurch wurde *mana* sichtbar gemacht und blieb erhalten bzw. konnte gesteigert werden. Insofern untersagte das Tabu als ein eng geflochtenes Netz von Verboten und Geboten bestimmte Handlungen dem Einzelnen nicht ausschließlich zu tun, sondern auch zu unterlassen. So gesehen wusste jeder Einzelne, was für ihn verboten, aber auch, was für ihn vorgeschrieben war bzw. welches Handeln für das Oberhaupt im richtigen Moment geboten erschien.

14 Friedrich Rudolf Lehmann, *Mana: der Begriff des »außerordentlich Wirkungsvollen« bei Südseevölkern*, Leipzig 1922.

15 Vgl. Hermann Mückler, *Einführung in die Ethnologie Ozeaniens. Kulturgeschichte Ozeaniens*, Bd. 1, Wien 2009, S. 164.

16 Vgl. Mary Douglas, *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*, Berlin 1988, S. 148.

17 Während der dritten Reise wurden Cook und seine Begleiter selbst Zeugen eines Menschenopfers. Ein Bild dazu wurde von dem Zeichner der Reise, John Webber, angefertigt. Vgl. Rüdiger Joppien u. Bernard Smith (Hg.), *The art of Captain Cook's voyages*, Bd. 3, *The Voyage of the Resolution and Discovery, 1776–1780*, Paul Mellon Centre for Studies in British Art, New Haven 1988, S. 49.

18 Hans-Jürgen Greschat, *Mana und Tapu. Die Religion der Maori auf Neuseeland*, Berlin 1980, S. 78–80.

19 Vgl. Werner Kreisler, *Die pazifische Inselwelt. Eine Länderkunde*, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Berlin 2004, S. 55.

## WÜRDEZEICHEN POLYNESISCHER GESELLSCHAFT

In dem tributären Staatswesen des Inselreiches Tonga gab es die zentralen Gewalten zweier königlicher Herrscherlinien (*tu'i kanokupolu* und *tu'i tonga*), unter den rivalisierenden Häuptlingstümern der Inselgruppen von Tahiti und Hawai'i waren es die höchsten Herrscher (*ari'i nui* bzw. *ali'i nui*), auf deren Veranlassung hin dem Volk im Rahmen von bestimmten Jahresfesten ein Teil der Abgaben in möglichst veredelter Form zurückgegeben wurde. Es war wichtig, »dass der Häuptling über die Fähigkeit und die Ressourcen verfügte, großzügige Feste auszurichten, denn das steigerte nicht nur sein persönliches Prestige, sondern auch das seines Stammes«<sup>20</sup>. Als beispielsweise James Cook im Januar 1779 nach Hawai'i kam, fand dort gerade das alljährliche *makahiki*-Fest statt. Es stand im Zeichen Lonos, des Gottes für Frieden und Fruchtbarkeit. Im Sinne einer Krafterneuerung der gesamten Gemeinschaft waren die Häuptlinge bei diesem Erntedankfest traditionell verpflichtet, verschiedene Tabuvorschriften aufzuheben: Vorübergehend gab es keine Schranken zwischen den gesellschaftlichen Klassen, keine Essens- tabus zwischen den Geschlechtern und keine Ortstabus, zum Beispiel zur Meidung bestimmter sakraler Plätze.

Einige Plätze in Polynesien indes waren so heilig, dass deren Betreten ganzjährig nur hohen Priestern erlaubt war. Die heiligste aller Tempelanlagen in Polynesien war der Ort *taputapuatea* in Raiatea, einer Insel, die zu den Gesellschaftsinseln zählt. Dieser Platz kann als »internationaler *marae*« bezeichnet werden und galt als besondere Weihstätte der Götter.<sup>21</sup> Von diesem *marae* existiert heute nur noch ein viereckiger Umriss (42x8 m) mit den Resten eines steinernen Walles und einer Steinpyramide. Nicht zuletzt wegen seiner besiedlungsgeschichtlichen Relevanz aufgrund von Verbindungen zu gleichnamigen Orten in Hawai'i und Rarotonga (Cookinseln), ist dieser *marae* als zentraler Versammlungsort der Priesterschaften polynesischer Inseln zu betrachten und auch heute noch ein mit viel *mana* behafteter Ort der Zusammenkunft aktueller politischer Führer und Oberhäupter der polynesischen Inselstaaten.<sup>22</sup>

Auch Objekte und deren ausgewählte Materialien spiegelten als Würdezeichen das Gesellschaftssystem wider, indem sie mit viel *mana* behaftete Statusträger innerhalb der hierarchischen Ordnung visualisierten und im Fall von Oberhäuptern auch deren Heiligkeit erkennen ließen. Insofern gab es eine materialisierte Symbolik von *mana* und *tapu*. Geht man von den immanenten Bezugsebenen von Materialität aus, sind für Polynesien neben der sichtbaren und haptischen Stofflichkeit und der immateriellen gesellschaftlichen Verwertbarkeit im Sinne von Statuskennung und -zuschreibung, durch

20 Adrienne L. Kaeppler, Begegnungen im unbekanntem Pazifik, in: Dies. u. a. (Hg.), James Cook und die Entdeckung der Südsee, Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 2009–2010, München 2009, S. 88–92, hier S. 90.

21 Vgl. Teuira Henry, Ancient Tahiti, Honolulu 1928, S. 119 ff.

22 Der Platz *taputapuatea* von Rarotonga wird bis heute als Veranstaltungsort für Feste kultureller Identitätsfindung, wie z. B. beim Festival of Pacific Arts im Jahr 1992, genutzt.

die man besondere Gegenstände als *mana*-geladene Objekte oder Tabuzeichen begreifen konnte, auch rituelle Gesten zu berücksichtigen, die allein auf sinnlichen Wahrnehmungen beruhten. Innerhalb so gearteter Handlungen wurde beispielsweise *mana* als Energieträger über den Atem übertragen. Obwohl nicht sichtbar, wurden solche zwischen Häuptionen und Kriegern vorkommenden Kraftübertragungen im Bewusstsein der Beteiligten »stofflich« wahrgenommen.<sup>23</sup> Die »Vergegenständlichung« des *mana* hatte in Polynesien zu der Vorstellung geführt, dass unbelebte Materialien und kulturelle Artefakte durch den Kontakt mit *mana*-Trägern (v. a. Gottheiten und Häuptionen) ihre außerordentliche Wirksamkeit entfalteten.

Als besondere sichtbare Materialien galten in Polynesien Zähne von Walen, menschliche Haare, menschliche bzw. tierische Zähne und Knochen. Eine wichtige Rolle spielten auch rote Federn. Sie genossen, wie die Europäer schnell herausfanden, in ganz Polynesien, vornehmlich in Hawai'i und auf den Gesellschaftsinseln, allerhöchste Wertschätzung. Charakteristisch für die heiligsten Kulturzeugnisse von Hawai'i waren mit roten und gelben Federn besetzte Kleider, Götterbildnisse und *kapu*-Stäbe. Zum Schutz von James Cook und seiner Begleiter wurde auf Veranlassung eines hawaiischen Häuptionen ein Lagerplatz geschaffen, der sichtbar mit hölzernen und mit Federn besetzten *kapu*-Stäben gegen die Neugierde und die Aufdringlichkeiten von Einheimischen umgrenzt wurde.<sup>24</sup> In der Folge seines Aufenthaltes mit Priestern und Häuptionen konfrontiert, wurde Cook das ganze Ausmaß höchster *kapu*-geschützter Symbole im religiösen, sozialen und politischen Leben schließlich gewahr: Kopf und Rücken als heiligste Körperteile von Herrschern wurden stets mit Federmänteln bzw. Federcaques und Federhelmen bedeckt.

Diesen Kleidungsstücken gemein war, dass sie neben den applizierten roten Federn, die dem Träger göttliche Lebenskraft schenkten, in der Regel auch halbmondförmige Muster aus gelben Federn besaßen. Während Umhänge Abfolgen von halbmondförmigen Bögen aufwiesen, hatte der Helm einen gelben Federkamm in Gestalt eines nach oben gewölbten Halbmonds, der im rechten Winkel zum Umhang gewissenmaßen dessen Fortsetzung am Kopf darstellte. Der für solche gelben Muster verwendete Begriff *hoaka* enthielt Potenzen wie »Pracht« und »Leuchtkraft«, »Ruhm«, »Erschrecken« und »Abwehrkraft«.<sup>25</sup>

Als Cook am 26. Januar 1779 von dem mächtigsten hawaiischen Häuptionen, Kalani'opu'u, zahlreiche Federarbeiten als Gastgeschenk erhielt, dürfte dies als eine Geste des Teilens von *mana* auf gottgleicher Ebene gewertet werden. Rote Federn fanden sich auch als sichtbarstes Zeichen von Federbildnissen *ki'i hulu manu* wieder, die entweder den Friedensgott Lono oder

23 Besonders von den neuseeländischen Maori sind viele Beispiele dafür bekannt.

24 Gekreuzte Tabuzeichen sind auch auf einer Abbildung zu sehen, die Cook im Kreis von Priestern zeigt. Zwei solcher Tabuzeichen befinden sich in der Ethnologischen Sammlung der Universität Göttingen.

25 Vgl. Adrienne L. Kaepler, Die Göttinger Sammlung im internationalen Kontext, in: Brigitta Hauser-Schäublin u. Gundolf Krüger (Hg.), James Cook. Gaben und Schätze aus der Südsee. Die Göttinger Sammlung Cook/Forster, München 1998, S. 86–93; Bradd Shore, Mana and Tapu, in: Alan Howard, Robert Borowsky (Hg.), Developments in Polynesian Ethnology, Honolulu 1989, S. 137–174, hier S. 154.



den Kriegsgott Kuka'ilimoku repräsentierten. Letzterer hatte der Mythologie zufolge als rot gefiederter Vogel die ersten Adelsgeschlechter von Tahiti aus nach Hawai'i schützend begleitet und deren Usurpation des Archipels gesichert.<sup>26</sup> Mit Kuka'ilimoku identifizierten sich in Hawai'i die Häuptlinge *ali'i*.<sup>27</sup>

Das weltweit besterhaltene Bildnis des hawaiischen Kriegsgottes Kuka'ilimoku befindet sich in der Ethnologischen Sammlung der Universität Göttingen. Es wurde anlässlich einer großen Ausstellung der Academy of Arts in Honolulu, Hawai'i, im Jahr 2006 gezeigt. Nicht zu übersehen war bei dieser Schau, dass viele Besucher hawaiischer Abstammung dem Federbildnis als ältestem und wertvollstem Zeugnis ihrer traditionellen Kultur mit ganz besonderer Wertschätzung und Ehrerbietung begegneten. Immer wieder wurde betont, dass von dem wirkmächtigen Federbildnis eine nie versiegende spirituelle Kraft bzw. göttliche Abstrahlung ausgeht.

26 Vgl. Marshall Sahlins, Der Tod des Kapitän Cook. Geschichte als Metapher und Mythos als Wirklichkeit in der Frühgeschichte des Königreichs Hawaii, Berlin 1989.

27 Vgl. Valerio Valeri, Kingship and Sacrifice. Ritual and Society in ancient Hawaii, Chicago 1985.



**Dr. Gundolf Krüger**, geb. 1950, Studium der Ethnologie, Anthropologie und Volkskunde in Göttingen, Promotion 1984. Ab 1982 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Göttingen; 1987/88 wissenschaftlicher Museumsassistent am Ethnologischen Museum Berlin; 1988 bis 1990 Referent für Öffentlichkeitsarbeit am Linden-Museum Stuttgart, Staatliches Museum für Völkerkunde. Seit 1991 tätig als Kustos der Ethnologischen Sammlung und als Dozent am Institut für Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen. Forschungs- und Filmprojekte in Polynesien und Mikronesien.

# TABUBRUCH UND LIBERALE SELBSTZERSTÖRUNG

## DIE FDP UND DER FLUCH DES TABUBRUCHS

≡ Franz Walter

Die Bürgerlichkeit schwand. Und damit wandelte sich auch der politische Stil; er wurde derber, gewann plebejische Züge. Kaltschnäuzige Tabubrecher ersetzen besonnene Honoratioren. Und dies setzte insbesondere in den 1980er/1990er Jahren ein. An die Stelle des alten Bürgertums trat in den mittel- und westeuropäischen Gesellschaften eine an Zahl stärkere, kulturell hingegen wenig ambitionierte »neue Mitte«. Mit der klassischen liberalen Partei von Maß und Ausgleich hatte diese Neubürgerliche europäische Mitte kaum etwas im Sinn. Aus dem Zentrum der europäischen Gesellschaften – und oft auch aus herkömmlichen liberalen Parteien – heraus wuchs vielmehr ein plebiszitärer Populismus heran, der in seinem Feldzug gegen die alten »Herrschafts- und Blockadkartelle« in Politik und Staat neue Wählersegmente einzusammeln versuchte. Nicht ganz wenige in diesem bürgerlichen Spektrum waren beeindruckt, wie insbesondere ein agiler Kärntner seine sieche liberale Kleinpartei zu einer breiten Sammlungsbewegung des Protests hochtrimmte, welche die Altparteien in immer neuen Kampagnen virtuos vor sich hertrieb und damit die Themen auf der politischen Agenda platzierte.

So setzten sich in mehreren europäischen Ländern radikal-populistische Parteien der rechten Mitte in der Krise der bisherigen Großparteien durch; neben Österreich noch in der Schweiz, in den Niederlanden und in Skandinavien. Einige politische Formationen gehörten zur liberalen Parteifamilie. Sie wurden zum Vorbild des Chefs der FDP in Nordrhein-Westfalen, Jürgen W. Möllemann. Dieser galt seit den 1970er Jahren als *enfant terrible* der FDP, hoch begabt, aber in seinem Ehrgeiz aller Skrupel bar und letztlich unberechenbar in seinen Aktionen. Möllemann hatte den Aufstieg der neu-populistischen Attackierer in den Nachbarländern genau verfolgt. Normen und Regeln zu brechen, wurde über ihn zum freidemokratischen Projekt Anfang des 21. Jahrhunderts. Bei den ersten Bundestagswahlen im vereinten Deutschland hatte die FDP mit 11,0 Prozent der Wählerstimmen noch glänzend abgeschnitten, nicht zuletzt in den neuen Bundesländern. Aber das klassische Honoratiorenmodell passte nicht recht auf die in den Jahrzehnten der SED-Herrschaft entbürgerlichte Gesellschaft der Nachwende-Zeit. Im Westen

Deutschlands schwand ebenfalls die alt-mittelständische Bürgerlichkeit von ehemals dahin, sodass die klassische Freie Demokratische Partei während der 1990er Jahre nach und nach schrumpfte, im Bund und in den Regionen stetig an Macht verlor.

#### JEDEN TAG GEGEN EINE REGEL VERSTOSSEN

Umso strahlender erschienen die Erfolge des Neopopulismus in der rechten Mitte einiger Nachbarländer. Deren Erfolgsrezept<sup>1</sup> taugte, so sah es Möllemann, auch für Deutschland, zumal es auf seinen persönlichen wie politischen Charakter perfekt zugeschnitten schien. Man hatte, wie sein Berater Fritz Goergen gerne froztelte, nur jeden Tag geräuschvoll gegen eine Regel zu verstoßen, hatte mit vernehmlicher Verve die längst fälligen Tabus der vermeintlichen »*political correctness*« zu brechen. Mit der permanenten Provokation wollte man die »Bedenkenträger« aufreizen, sich selbst durch deren schrille Warnrufe in das Zentrum der öffentlichen Wahrnehmung schieben. Als Adressaten der Erregungskampagnen hatte man nicht das herkömmliche, seriöse und arrivierte Bürgertum im Blick, jedenfalls nicht in erster Linie. Als »Partei für das ganze Volk« wollte man vielmehr reüssieren – sich mithin an Zahl wie Einfluss deutlich vergrößern.

Auf dieser Basis hatten sich schließlich alle neuen Sammelparteien der Ungeduld, der hämischen und polarisierenden Gags, vor allem der Affekte begründet und ausgebaut. Sie lebten davon, diese Erregungen fortwährend zu aktivieren, statt sie zu dämpfen. Sie agierten nicht mehr wie früher die Altliberalen als primär elitärer Interessenvereine der »Wohlhabenden«, sondern als Protestvehikel (auch) der »einfachen Leute«, verfolgten gewissermaßen das »Bündnis von Elite und Mob« (Jan Philipp Reemtsma). Schließlich hatten die Modernisierungsströme der letzten Jahrzehnte in der Gesellschaft nicht nur links-libertäre Wertemuster begünstigt und postmaterialistisch-ökologische Strömungen genährt, sondern ebenso prononcierte Gegenwelten dazu gespeist. Hier siedelten Verdrossenheit über den Staat, Verachtung der großen Volksparteien, aber erst recht Verdruss über Grüne und ihre Ökopredigten, Ärger über hohe Abgabenlasten, Wut über den zu teuren Wohlfahrtsstaat, Misstrauen gegenüber schlecht ausgebildeten Migranten. Die neoliberalen Parteien des Protests waren allesamt Bünde der antiökologischen Gegenreform, Kampftruppen der Autofahrer, der Staatsverdrossenen, der Steuerverweigerer, der vom Feminismus gepeinigten Männer. Weil dieser Parteientypus organisations- und mitgliederschwach blieb, musste er sich auf die mediale Performance konzentrieren. Da er über gewachsene Loyalitäten nicht verfügte, brauchte er ständig das mobilisierende Thema, die aggressive Zuspitzung,

<sup>1</sup> Oliver Geden, Diskursstrategien im Rechtspopulismus, Wiesbaden 2006.

die medial transportierbare Kampagne. Er musste durchgehend Budenzaubereien veranstalten, sonst schwand sein Nimbus als Kraftnatur und Trüffelschwein für gesellschaftliche Probleme, die den »einfachen Leuten« unter den Nägeln brannten, worüber die Presseleuten zunächst aber nicht schrieben, die »politische Klasse« nicht redete. Aufreger und Event wurden zur *raison d'être* der Parteistrategie.

An die Spitze des populistischen Neoliberalismus gelangten infolgedessen die Tribune der changierenden *Events*, die sich und ihre Partei durch gezielte Tabubrüche und Erlebniskampagnen stets in den Schlagzeilen und Scheinwerferlichter hielten. Sie waren die Matadore der *politics by entertainment*. Programmatisch waren diese teleplebiszitären Charismatiker immer unscharf geblieben. Sie wussten nur, was sie nicht mochten, was ihnen geradezu verhasst war. Im Übrigen protegierten sie das neureiche *Cash*-Denken und die traditionsentwurzelte Beschleunigungsmonomanie der neuen Mitte. Dazu rochierten Parteien dieses Typus von einem »Wutpunkt« zum nächsten, von einem mobilen *Event* zum anderen. Ihre Anführer gerierten sich als Virtuosen der permanenten Kampagne, der fortwährenden Zuspitzung, der atemlosen Ereignissteigerung. Natürlich waren Tücken und Gefahren immanent. Tabubrecher reklamieren für sich, Pioniere des Fortschritts, gar der Aufklärung zu sein, die ans Licht bringen, was Hüter religiöser Sitten, Wächter überlebter Konventionen, Wärter vermeintlich sakrosankter Regeln im Dunklen belassen wollen, um die Verhältnisse, wie sie sind, zu konservieren. Daher war der Tabubruch historisch meist eine Angelegenheit von radikalen Demokraten, Anarchisten, Nihilisten, Bohemiens, kritischen Literaten, Revoluzzern, subversiven Aktionisten – schließlich den 68ern. Und oft genug waren sie mit ihrer konventionskritischen Verve auch im Recht. Je mehr Tabus in einer Gesellschaft existierten, desto enger wäre sie, klagte Ralf Dahrendorf im Jahr 1961, als er seinen Missmut über die »Provinzialität« und »dumpe Enge« der Bonner Republik in der Zeitschrift *magnum* freien Lauf ließ: »Tabus machen unfrei, denn sie beschneiden das elementare Recht, Fragen zu stellen.« Auf diese Weise aber, so der Soziologe, werde das gesellschaftliche Selbstverständnis über kurz oder lang zur Lüge, mit der Folge, dass das Tabu von heute »die Ursache der Revolution von morgen sein« werde. Dahrendorf hielt Tabus schlechthin für »Achillesfersen der Gesellschaft«.<sup>2</sup>

Ein Soziologe der vorangegangenen Generation, Max Scheler, hatte eine andere Perspektive auf das Phänomen. Er fürchtete vielmehr das Ressentiment, die Aggression der Ohnmächtigen, die wider den Stachel von Autoritäten und Normen zu löcken versuchten. Willkür ersetze am Ende

2 Ralf Dahrendorf, Politik im Garten der Tabus, in: *magnum*, H. 56/1961, S. 58 u. S. 75.

Ehrfurcht, die Grenzüberschreitung entbinde die Gemeinschaft, heble die Regeln aus – unterminiere die christliche Nächstenliebe.<sup>3</sup> Das mochte eine übertrieben pessimistische Sichtweise gewesen sein, während Dahrendorfs vehemente Attacken auf die Allgegenwärtigkeit konfliktunterdrückender und herrschaftssichernder Tabus viele gute Gründe auf ihrer Seite hatten. Und dennoch war gerade zum Ende des Jahrzehnts, an dessen Beginn Dahrendorf das Regime der Tabus linksliberal herausgefordert hatte, historisch ebenfalls wieder zu beobachten, dass statt der verkündeten neuen diskursiven Offenheit eine schroff dogmatische Alternativmetaphysik folgen kann, ungeduldig, herrisch Zustimmung verlangend, nicht minder einseitig und apodiktisch. Zugleich wurde durch den Bruch von zivilisierenden Tabus – auch solche existierten schließlich – fortgenommen, was zuvor unterschwellige Aggressionen, Ressentiments, Destruktionstrieb einigermassen im Zaum hielt, was auch heterogene Gruppen zusammenleben ließen, was Gesellschaften entlastete. Symbole, Routinen, Rituale, eben auch Tabus bieten komplexen Gesellschaften Orte der Selbstverständlichkeit, in denen der Einzelne nicht ein weiteres Mal genötigt ist, unaufhörlich neu und allein aus sich heraus, also rundum eigenverantwortlich und ohne den Fundus verbindlicher kollektiver Normen Entscheidungen zu treffen. Was tabuisiert, routinisiert, ritualisiert ist, steht nicht zur Disposition, braucht demzufolge nicht wieder und wieder reflektiert und gewogen werden, mindert so die Last der Überforderung.

Das indes widersprach ganz der neoliberalen Weltsicht, die im letzten Fünftel des 20. Jahrhunderts ihre Triumphe in der neuen europäischen Mitte feierte, bemerkenswerterweise – wenngleich anfangs eher spielerisch gehalten – durch »68« vorbereitet, von den generationellen Nachfolgern ideologisch dann weiter zugespitzt. Grenzen hatten weggeräumt zu werden, Bindungen störten nur noch, stabile Werte und Glaubensüberzeugungen waren dem Fortschritt hinderlich, daher zu entsorgen. Die Tabubrecher des neubürgerlichen Populismus öffneten und pluralisierten im Zuge ihrer Kampagne keineswegs die Debatte, sie schieden sie vielmehr in bipolare, unveröhnliche Flanken einer martialisch beschriebenen Frontauseinandersetzung. Sie agitieren nach Schwarz-Weiß-Mustern, ihre Rhetorik unterminierte auch ganz unverzichtbare Tabus; Stil und Sprache polarisierten die politische Kultur. Überhaupt waren und sind es seltsame Gestalten, die sich im Lager neubürgerlicher Tabus-Sprenger fanden und finden, mit verkorksten Biografien, zuweilen seelisch geschädigt, zügellos in ihrer Eitelkeit, mitunter autoritär und autoaggressiv zugleich. Politische Anführer dieser Art sind nicht selten von Ehrgeiz getriebene Figuren mit einer ordentlichen Portion Chuzpe.

<sup>3</sup> Max Scheler, Das Ressentiment im Aufbau der Moralen, Frankfurt a. M. 1978, S. 34 ff.

Im tiefsten Inneren mögen sie ihre Anhänger gar verachten, da sie diese ja als leichte Beute ihrer Verführungskünste erlebten. Und doch genießen sie diesen Moment: Das Bad in der Menge, die Jubelstürme und gläubigen Blicke ihrer Anhänger, die enthemmten Gefühlsausbrüche der Epigonen. Sie lieben infolgedessen die Regelverletzungen, mit der sie ihre Anhänger entzücken und ihre Gegner zur Weißglut treiben. Und sie beugen sich lustvoll dem ehernen Gesetz der steten Radikalisierung ihrer Methode. Sie wissen und warten zunehmend erregt darauf, dass die jeweils nächste Provokation noch ein Stück deftiger ausfallen muss und wird.

Und so schlüpfte auch Möllemann, als er 2000 die FDP in den nordrhein-westfälischen Landtagswahlkampf hineinführte, in die Rolle des modernen Volkstribuns, inszenierte sich als Rächer der von der Politik Vergessenen im fleißigen Teil des Volkes zwischen Aachen und Brakelsiek. Damit katapultierte er die zuvor außerparlamentarische FDP im größten deutschen Bundesland auf bemerkenswerte 9,8 Prozent der Stimmen. Mit der Methode Möllemanns schienen dem Liberalismus neue Zielmarken zu winken. Diese Stimmung jedenfalls griff in der FDP um sich, setzte die über Jahre gedemütigten Mitglieder der Partei geradezu unter Strom.

Das galt auch für Guido Westerwelle, den Parteivorsitzen der FDP seit 2001. Anfangs zierte er sich noch, dem Vorschlag Möllemanns zu folgen, als Kanzlerkandidat der FDP seine Partei in den Bundestagswahlkampf 2002 zu führen. Doch die Freien Demokraten verfielen auf ihren Parteitag in einen Rausch, in eine bis dahin unbekannte Ekstase, die an kollektive Hysterie erinnerte,<sup>4</sup> als Möllemann die Delegierten schreiend in Wallung brachte und Aufbrüche zu neuen Größen in Aussicht stellte. Westerwelle, dem *Politics by Entertainment* alles andere als fremd war,<sup>5</sup> brüllte daraufhin ähnlich lautstark mit,<sup>6</sup> ließ sich nun auf dem Bundesparteitag in Mannheim im Mai 2002 tatsächlich zum Kanzlerkandidaten küren. Die Stimmung in der FDP kochte über; immerhin hatte man die Zehn-Prozent-Marke in Umfragen gerade überschritten. Das Projekt »18-Prozent«, das Möllemann ins Leben gerufen hatte und dem sich auch die zunächst zögerlichen Patriarchen der Alt-FDP anschlossen, wirkte nun nicht mehr wie bloße Hochstapelei. Man musste nur weiter nachlegen. Eine Politik der Provokation duldet kein gemächliches Innehalten.<sup>7</sup> Und Westerwelle folgte, so der Korrespondent der *FAZ*, »bis zur Bundestagswahl konsequent den Gedankenspuren Möllemanns«<sup>8</sup> und dem Kurs einer »Protestpartei der Mitte«. Möllemann und Westerwelle – beide postulierten das 18-Prozent-Ziel, fantasierten gar im kleinen Kreis zuweilen schon von einem 25-Prozent-Potenzial, das eine Partei der Couleur, wie sie ihnen vorschwebte, nutzen könne.

4 Richard Herzinger, Am Rande der Egalität, in: *Der Tagesspiegel*, 22.10.2002.

5 Torben Lütjen u. Franz Walter, Medienkarriere in der Spaßgesellschaft? Guido Westerwelle und Jürgen W. Möllemann, in: Ulrich von Alemann u. Stefan Marschall (Hg.), *Parteien in der Mediendemokratie*, Wiesbaden 2002, S. 390–419.

6 Fritz Goergen, Projekt 18, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12.11.2002.

7 Rainer Paris, *Stachel und Speer. Machtstudien*, Frankfurt a. M. 1998, S. 57 ff.

8 Peter Carstens, Das Ende einer politischen Allianz, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 05.10.2002.



»ICH WÜRDTE MICH AUCH WEHREN, UND ZWAR MIT GEWALT«

Immerhin 28 Prozent der von der Forschungsgruppe Wahlen befragten Wähler gaben Jürgen Möllemann im Mai 2002 Recht, als der dem stellvertretenden Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Michel Friedman, vorwarf, »mit seiner intoleranten und gehässigen Art« dem Antisemitismus zuzuarbeiten.<sup>9</sup> Das entsprach ganz dem alten, von prominenten deutschen Politikern jedoch seit Jahrzehnten nicht mehr gehörten Klischee, dass »die Juden« durch ihr anstößiges Verhalten selber Schuld daran trügen, dass alle anderen sie nicht mögen.<sup>10</sup> Zu dem Zeitpunkt war die FDP, war zumindest Jürgen W. Möllemann in eine neue Richtung des kalkulierten Tabubruchs unterwegs, die auf die israelische Außenpolitik zielte und dabei schlummernde, bislang unartikuliert gebliebene antisemitische Affekte in Teilen der deutschen Bevölkerung mit einer bemerkenswert skrupelfreien Entschlossenheit und Energie weckte und durch immer neue Anspielungen wachhielt.<sup>11</sup> Der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel, äußerte Fassungslosigkeit und nannte die Erklärung Möllemanns »die größte Beleidigung, die eine Partei in der Geschichte der Bundesrepublik nach dem Holocaust« öffentlich lanciert habe.<sup>12</sup> Möllemann hingegen sah sich durch tausende von zustimmenden Briefen, durch anfeuernde Forumsbeiträge im Internet, vor allem aber: durch einen Anstieg der Umfrageergebnisse im Laufe des Monats Mai auf zwölf Prozent<sup>13</sup> ganz in seinem Treiben bestätigt. In diesen Wochen standen auch der Parteivorsitzende und gewichtige Teile der FDP hinter ihm, stellten sich zumindest nicht gegen ihn, denn noch wirkte die Magie, prosaischer: die Gier, die das 18-Prozent-Versprechen ausgelöst hatte.

Andere politische Parteien im Zentrum des Parlamentarismus trauten sich nicht, die Kritik an Israel zuzuspitzen und in der politischen Arena unmissverständlich zu repräsentieren. Hier war also etwas einzusammeln, was bislang unbeheimatet geblieben war. Darin lag schließlich die Raison des Projekts der »Protestpartei der Mitte«. Anfang April 2002 legte Möllemann los. »Ich würde mich auch wehren«, verteidigte er unter anderem die Selbstmordanschläge von Palästinensern, »und zwar mit Gewalt. Und ich würde das nicht nur im eigenen Land tun, sondern auch im Land des Aggressors.«<sup>14</sup> Im Präsidium der FDP durfte sich Möllemann zunächst großen Rückhalts erfreuen. Man habe es dort genossen, so der Parteisprecher, sich »in einem befreiten Sinne« der israelischen Regierung gegenüber erklärt zu haben.<sup>15</sup>

Die nächste Runde läutete Möllemann Ende April 2002 ein, als die FDP-Fraktion im Düsseldorfer Landtag den bisherigen grünen Abgeordneten Jamal Karsli aufnahm. Karsli, aus Syrien stammend, hatte als Politiker der Grünen, indes ohne Absprache mit seiner Partei, im September 2001 Israels Politik

9 Monika Hinner, Total normal, in: ravensrückblätter, Jg. 29 (2003) Nr. 114, online einsehbar unter [http://www.ravensbrueckblaetter.de/alt/archiv/114/5\\_114.html](http://www.ravensbrueckblaetter.de/alt/archiv/114/5_114.html) [eingesehen am 31.3.2014].

10 Hierzu auch Samuel Salzborn, Anti-Jewish Guilt Deflection and National Self-Victimization: Antisemitism in Germany, in: Lars Rensmann u. Julius H. Schoeps (Hg.), Politics and Resentment. Antisemitism and Counter-Cosmopolitanism in the European Union, Leiden 2011, S. 397–424, hier S. 406ff.

11 Auch, wenngleich wenig nuanciert, Hajo Funke u. Lars Rensmann, Wir sind so frei. Zum rechtspopulistischen Kurswechsel der FDP, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 7/2002, S. 822–828.

12 Zit. bei Thomas Mittmann, Vom »Historikerstreit« zum »Fall Hohmann«. Kontroverse Diskussionen um Political Correctness, in: Lucian Hölscher (Hg.), Political Correctness. Der sprachpolitische Streit um die nationalsozialistischen Verbrechen, Göttingen 2008, S. 60–105, hier S. 90.

13 Online einsehbar unter <http://www.wahlrecht.de/umfragen/forsa/2002.htm> [eingesehen am 31.05.2014].

14 »Ich würde mich auch wehren« (Interview mit Jürgen Möllemann), in: die tageszeitung, 04.04.2002.

15 Zit. bei Corinna Emundts, FDP beharrt darauf, Israel freimütig zu kritisieren, in: Frankfurter Rundschau, 10.04.2002.



als »Staatsterror« bezeichnet, der »jedem Vergleich mit anderen Terrorregimen der jüngeren Geschichte«<sup>16</sup> standhalte. Im März 2002 gab Karsli, immer noch Mitglied der grünen Partei und Fraktion, eine Pressemeldung heraus, die den Titel trug: »Israel wendet Nazi-Methoden an.« Bevor die Grünen ihn vor die Tür setzen konnten, kündigte Karsli selbst seine Mitgliedschaft in der Partei und die Zugehörigkeit zur Fraktion am 23. April 2002 auf, um von Möllemann prompt zum Liberalen geadelt zu werden. Eine Woche später gab der frisch konvertierte Liberale der weit rechts stehenden Wochenzeitung *Junge Freiheit* ein Interview, in dem er ausführte: »Man muss zugeben, dass der Einfluss der zionistischen Lobby sehr groß ist: Sie hat den größten Teil der Medienmacht in der Welt inne und kann jede auch noch so bedeutende Persönlichkeit kleinkriegen. [...] Vor dieser Macht haben die Menschen in Deutschland verständlicherweise Angst.«<sup>17</sup> Der Topos von der »jüdischen Weltverschwörung« kehrte über den Liberalismus in die deutsche Politik zurück. Man konnte sich an Heinrich von Treitschke, den national-liberalen Historiker und Abgeordneten der Kaiserreichsjahre, erinnert fühlen, der 1879 dem Antisemitismus mit seinem Ausruf »Die Juden sind unser Unglück« *Entree* ins deutsche Bürgertum verschaffte.

Immerhin: Im klassischen Bürgertum, insbesondere auch bei größeren Unternehmern regte sich erhebliches Unbehagen über die politischen Zün-  
deleien Möllemanns. Die reputierlichen Ex-Granden der Partei, Otto Graf Lambsdorff, Burkhard Hirsch, Klaus Kinkel, Hans-Dietrich Genscher, Wolfgang Gerhard und am schärfsten Hildegard Hamm-Brücher mahnten jetzt auch den Parteichef, in der Causa Karsli nicht mehr bloß zu lavieren, sondern mit Möllemann Tacheles zu reden. Hamm-Brücher schrieb an ihren Vorsitzenden Anfang Mai 2002 einen eindringlich appellierenden Brief:<sup>18</sup>

*»Sehr geehrter Herr Vorsitzender, lieber Herr Westerwelle,*

*es lässt mir keine Ruhe, genauer gesagt: Es beunruhigt mich sehr, dass sich unsere Partei in ihren Äußerungen zur Nahost-Politik mehr und mehr den satt-sam bekannten antiisraelischen und einseitig propalästinensischen Positionen des Herrn Möllemann annähert.*

*Für viele unserer angestammten Wähler und Mitglieder (zu denen ich mich zähle) wird das nachgerade unerträglich, weil dahinter eine neue Variante von Antisemitismus salonfähig wird. Ich denke dabei auch an verstorbene Liberale wie Ignatz Bubis und Heinz Karry, die diesen opportunistisch ins rechte Fahrwasser einmündenden Kurs nie und nimmer gebilligt hätten.*

*Zwar werden seitens der Partei immer mal wieder Details dementiert, bisher ist aber niemals eine eindeutige Distanzierung zu Möllemanns Kurs erfolgt. (Der*

<sup>16</sup> Zit. nach Pascal Beucker, Eine schnelle Karriere ins Aus, in: die tageszeitung, 13.05.2002.

<sup>17</sup> Zit. nach o.V., Klare Worte, in: die tageszeitung, 17.05.2002.

<sup>18</sup> Dokumentiert auf <http://www.judentum.net/deutschland/hamm-bruecher.htm> [eingesehen am 31.03.2014].

*einzigem Widerspruch kam bisher von Frau Leutheusser-Schnarrenberger, wofür ich ihr ausdrücklich danken möchte.) So muss sich der Eindruck verstärken, dass sich die FDP für Wähler profilieren will, die den auf beiden Seiten grausam geführten Kampf für und gegen das Existenzrecht Israels zum Vorwand nehmen, um ihren mehr oder weniger getarnten Antisemitismus zu rechtfertigen. So jedenfalls wird das nicht nur von jüdischen Mitbürgern verstanden. Ich schäme mich für meine Partei, dass dieser Eindruck überhaupt entstehen konnte, und dafür, dass er nicht entschlossen, aufrichtig und glaubwürdig zerstreut wird.*

*Heute ist dies nun ein neuerlicher (und auch mein letzter) Versuch, Sie, sehr geehrter Herr Westerwelle, zu einer unmissverständlichen Kursänderung zu bewegen. Falls dies nicht geschieht, werde ich die FDP, der ich seit 1948 angehöre, verlassen.<sup>19</sup> Wenn wir nicht wenige Monate vor der Bundestagswahl stünden, würde ich den Schritt, der mir schwer fällt, schon jetzt tun. Noch aber überwiegt ein Rest an Verbundenheit und Rücksicht zu meiner Partei, der ich in einem entscheidenden Wahlkampf, wenn irgend möglich, nicht schaden möchte.*

*Jedoch werde ich in diesem Sinne die weiteren Äußerungen und Positionen der Parteiprominenz (auch in ihren Zwischen- und Untertönen) aufmerksam verfolgen. Neuerliche, tendenziell antisemitische und antiisraelische Stellungnahmen würden zu den angekündigten Konsequenzen führen.*

*In der Hoffnung, dass diese, meine »ultima ratio« nicht notwendig sein wird, verbleibe ich mit guten Wünschen Ihre (Noch)parteifreundin*

*Hildegard Hamm-Brücher*

**19** Den Austritt vollzog sie dann am 22. September 2002, am Sonntag der Bundestagswahlen. Vgl. o.V., Frust wegen Möllemann: Hamm-Brücher verlässt die FDP, in: Spiegel Online, 22.09.2002, online seinstbar unter <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/frust-wegen-moellemann-hamm-bruecher-verlaesst-die-fdp-a-215424.html> [eingesehen am 31.03.2014].

**20** Thomas Hanke, Zynische Profilierung, in: Financial Times Deutschland, 18.04.2002.

**21** Vgl. Peter Pagral, Nicht ohne Möllemann, in: Berliner Zeitung, 01.06.2002; Bettina Gaus, Ein Schwatz an der Sonne, in: die tageszeitung, 23.07.2002.

**22** Marianne Heuwagen, Die nachtschwarze Seite des Provokateurs, in: Süddeutsche Zeitung, 31.05.2002.

Zuvor hatte Westerwelle selbst das Thema »Kritik an Israel« als »partei-politisches Waisenkind« identifiziert. Und dieses elternlose Kind hätte er, so die *Financial Times Deutschland*, nur zu gerne »adoptiert«<sup>20</sup>. Aber das war nun, seit Ende Mai 2002, so einfach nicht mehr möglich. Denn jetzt sanken erstmals wieder die Umfragewerte der FDP. In den kulturellen Leitmilieus waren die verwegene Vorgehensweise Möllemanns und die anfangs wohlwollende Sekundanz Westerwelles auf eine für die FDP verheerende Resonanz gestoßen. Auch im Gros der gewerblichen Bürger war die augenzwinkernde Funktionalisierung verborgener antisemitischer Einstellungsdispositionen zum Nutzen besserer freidemokratischer Wählerwerte genierlich. Westerwelle stürzte in diesen Wochen ab.<sup>21</sup> Anfang Mai hatte er noch bestens gelaunt mobil und optimistisch die Republik bereist und das Volk als Spaßpolitiker unterhalten. Zum Ende des Monats begegnete man einem Mann Anfang vierzig, der um Jahre gealtert schien, fahl und grau im Gesicht, sich seiner keineswegs mehr sicher.<sup>22</sup> Die Medien verspotteten ihn jetzt als »Zauderer«. So, in dieser Verfassung, startete Westerwelle nach einem Jahr Parteivorsitz zu seiner ersten



## Ein Tabuthema, das die gesellschaftliche und mentale Wirklichkeit Deutschlands insgesamt betrifft

Franz Walter / Stephan Klecha /  
Alexander Hensel (Hg.)

### **Die Grünen und die Pädosexualität** Eine bundesdeutsche Geschichte

2014. Ca. 288 Seiten, gebunden

ca. € 39,99 D

ISBN 978-3-525-30055-8

**eBook** ca. € 27,99 D. ISBN 978-3-647-30055-9

Beide Ausgaben erscheinen im November 2014

2013 war, fokussiert auf die Partei  
Die Grünen, eine heftige Debatte zum  
sexuellen Verhältnis zu Kindern aus-  
gebrochen, die eine Jahrzehnte dauernde  
Vorgeschichte hatte.

Diese Geschichte kann und muss nun erst-  
mals komplex und differenziert geschrieben werden.



jetzt vorbestellen!

V&R

[www.v-r.de](http://www.v-r.de)

ISBN: 978-3-525-80007-2



9 783525 800072